



1. Kapitel

Ein grauer Seidenmantel

ES LEHNTE SICH gut an Theodulfs Schulter, daran hatte sich nichts geändert. Manchmal wunderte Asri sich darüber, wie schnell sie sich wieder an ihn gewöhnt hatte. Schließlich war sie mehr als ein halbes Leben lang sehr gut ohne ihn ausgekommen und hatte ihn erst seit knapp vier Jahren wieder um sich. Sie hatten einander einiges zu verzeihen gehabt, und auch ganz abgesehen davon stellte sich die Frage, ob es eine weise Entscheidung gewesen war, sich ein zweites Mal auf einen Mann einzulassen, der immer noch nicht gelernt hatte, dass es den Geschmack von Tee verdarb, wenn man ihn zu sehr süßte. Aber in der wohligen Wärme dieses Frühsommernachmittags wollte sie nicht allzu lange darüber nachgrübeln. In der römischen Totenstadt vor dem Südtor von Aquae Calicis war es ruhig und friedlich. Irgendwo sang ein Rotkehlchen, und zwischen den alten Steinen blühten Akeleien.

Zu ihrem Leidwesen verschob sich die bequeme Unterlage unter ihrem Kopf, aber damit war zu rechnen gewesen. Auf langes Stillsitzen verstand Theodulf sich genauso schlecht wie auf Tee, das gehörte ebenfalls zu den Dingen, die seit ihrer Jugend gleich geblieben waren.

»Das war ein Marcus Valerius, nicht wahr?«, fragte er nun und deutete auf den Grabstein gegenüber von dem, an dessen Rückseite sie im Gras saßen.

»Und der Sohn eines anderen Marcus. So weit bin ich auch«, stimmte Asri ihm zu, und sie lächelten einander an, bevor sie sich wieder ihrer schwierigen Lektüre zuwandten.

Sie hatten beide nicht sonderlich früh Lesen gelernt, aber wenn man eine kluge Enkelin hatte, die mittlerweile sogar Latein konnte, wollte man selbstverständlich zumindest ein klein wenig mithalten

können, auch wenn es Mühe kostete, die Buchstaben zu Wörtern und die wiederum zu Sätzen und längeren Zusammenhängen aneinanderzureihen. An schlechten Tagen behauptete Theodulf sogar, es sei damit bestimmt wie mit dem Schwertkampf, und wer nicht in seiner Kindheit mit dem Lesen begonnen habe, würde es nie wirklich gut beherrschen.

Doch immerhin gab es einen Ort in Aquae, der einen schier unerschöpflichen Vorrat an Übungsmaterial bot, das allerdings seine Tücken hatte. Die alte Nekropole war voller Inschriften, und an einem Sonntag wie heute hatte man die nötige Muße, ein oder zwei davon zu entziffern und, wenn man Glück hatte, wenigstens die Namen darin zu verstehen. Sie hatten schon im letzten Sommer aus einer Laune heraus damit begonnen und nach einer längeren Pause über das Winterhalbjahr seit dem März damit weitergemacht. Angefangen hatten sie drüben an der Straße, wo die prächtigeren Grabmale standen, und sich später tiefer zwischen die Sarkophage und Gedenksteine vorgearbeitet.

Ihren heutigen Platz im Westteil des Gräberfelds hatten sie vor allem aus dem Grund gewählt, dass er angenehm in der Sonne lag. Marcus Valerius hatte ihre Neugier deshalb geweckt, weil die Nische mit seinem Bild, das über die Inschrift hinwegspähte, noch gut erhalten war. Wenn die gemeißelten Gesichtszüge ihm ähnelten, dann war er ein ernster, aber hübscher Mann gewesen, doch was neben seinem Namen und seiner Abstammung noch über ihn vermerkt war, entzog sich Asris Verständnis. Einige formelhafte Wendungen, die sich wiederholten, hatte sie mittlerweile erkennen gelernt, doch nach allem anderen musste sie Rambert fragen, wenn sich das Mädchen einmal mit hierherschleifen ließ. Aber in ihrem Alter brachte man seine Sonntage lieber mit vergnüglicheren Dingen als Friedhofsbesuchen zu. So blieb es vorerst dabei, dass Marcus Valerius der Sohn des Marcus gewesen war und weiter unten noch irgendetwas von »Secunda« erwähnt wurde, aber ob sich dahinter eine Frau oder etwas anderes verbarg, ließ sich mit Asris bruchstückhaften Kenntnissen nicht einschätzen.

Sie wandte den Kopf wieder zu Theodulf, um festzustellen, ob er besser zurechtkam, und vermutete einen Herzschlag lang tatsächlich, dass er etwas erkannt hatte, das ihr entgangen war. Wenn in seinen klaren blauen Augen dieser Ausdruck stand, hatte er immer etwas entdeckt, ob nun eine Einzelheit in einer Inschrift oder einen Vogel, der gut versteckt irgendwo im Laub sang.

Dass er weder die lateinischen Worte deuten konnte noch das Rotkehlchen aufgespürt hatte, begriff sie erst, als er unverhofft aufstand und in drei Schritten an Marcus Valerius vorbei war, um sich über das hohe Gras zu beugen, das zwischen den Gräbern wucherte.

»Nun sieh dir das an«, sagte er, und als Asri mit Bedauern ihren bequemen Platz aufgegeben hatte und zu ihm hinübergegangen war, musste sie eingestehen, dass das, wovon er eben durch Zufall einen Zipfel erspäht hatte, die Mühe mehr als wert war.

Gleich neben dem Stein lag, eher zusammengeknüllt als ordentlich gefaltet, ein leichter Umhang aus grauer Seide.

Der zugehörige Besitzer war nicht zu sehen, doch wer seinen Mantel nur ablegte, um den schönen Sommertag zu genießen, wäre gewiss nicht derart achtlos mit solch einem teuren Kleidungsstück umgegangen. Asri nahm es sich selbst übel, nicht diejenige gewesen zu sein, die diese Kostbarkeit gefunden hatte. Es war keine Entschuldigung, dass Theodulf rechts von ihr gesessen und damit einen etwas günstigeren Blickwinkel gehabt hatte; sie war schließlich die Seidenstickerin in der Familie und überzeugt, sich mit allem auszukennen, was sich aus Garn herstellen ließ. Ob das allerdings auch auf diesen Umhang zutraf, würde sich noch erweisen müssen, denn bei näherer Betrachtung war einiges daran seltsam.

Asri scheute sich nicht, sich ins Gras zu kauern und den Mantel nach einer kurzen Frist des stummen Musterns aufzuheben. Theodulf würde sie vor drohenden Gefahren schon warnen, und das Fundstück verdiente einen zweiten Blick.

Trotz der groben Behandlung schien es unversehrt zu sein. Es war kein hiesiger Stoff, so viel stand fest, aber – was erst genaueres Hinsehen ergab und noch sonderbarer war – auch keiner aus Asris

Heimat in den östlichen Steppen oder den Ländern jenseits davon, womit man bei Seide doch immer rechnen musste. Das eingewebte Muster, das sie an zarte Vogelfedern erinnerte, war ihr unvertraut und musste entsetzlich aufwendig in der Herstellung sein; sie wusste nicht, ob sie sich zugetraut hätte, es nachzuarbeiten. Zu empfindlich, um von einer gewöhnlichen Fibel oder Nadel gehalten zu werden, hatte der Mantel eine ebenso unauffällige wie zierliche Silberschließe am Kragen, doch dieser selbst war eigenartig gewölbt, als wäre er mit etwas ausgestopft, fast wie ein Daunenkissen.

Dem Mangel an Abnutzungsspuren nach zu urteilen, war der Umhang noch sehr neu, vielleicht gar ungetragen, aber wenn dem so war, musste die Mode, der er entsprach, *Aquae Calicis* oder vielmehr ganz Austrasien wohl erst noch erreichen.

»Das ist ein wunderliches Ding«, murmelte Asri und fand keine Beachtung, weil Theodulf ihr fast gleichzeitig mitteilte, da sei jemand auf dem Weg zu ihnen.

Gleich darauf hörte auch sie die nicht um große Heimlichkeit bemühten Schritte und kurz danach gedämpfte Stimmen, die einer Frau und die eines Kindes.

Sie richtete sich, den Mantel immer noch in den Händen, gerade zur rechten Zeit auf, um aus Richtung der Straße eine ihrer Nachbarinnen – Faustina, die Kerzenzieherin – und deren kleinen Sohn zwischen den Grabsteinen hervorkommen zu sehen.

Das war noch ein gutes Stück eigenartiger als der Mantelfund, denn in der römischen Totenstadt waren außer Grabräubern und heimlichen Liebenden zumeist nur harmlose Verrückte wie Theodulf und sie zu finden, die es auf die Inschriften abgesehen hatten, aber keine ehrbaren Handwerker auf Sonntagsspaziergang.

Faustina schien zu stutzen, als sie erkannte, wen sie vor sich hatte, und der sechs- oder siebenjährige Junge an ihrer Hand sah misstrauisch drein. Dann aber setzte die Kerzenzieherin ein etwas zu fröhliches Lächeln auf, beschleunigte ihre Schritte und zog ihren widerstrebenden Sohn geradewegs auf Asri und Theodulf zu.

»Wie schön, Ihr habt meinen Mantel gefunden, Frau Asri!«, rief

sie anstelle einer Begrüßung. »Ich habe ihn vorhin versehentlich hier liegen lassen.« Damit hatte sie schon die Hand ausgestreckt und nach dem unbezahlbaren Umhang gegriffen.

Asri ließ ihn los, wenn auch nur aus Achtung vor der Kunstfertigkeit, die in die Herstellung des Stoffs geflossen war, den man wahrlich nicht zum Tauziehen missbrauchen durfte. Den so munter vorgetragenen Besitzanspruch hielt sie nicht unbedingt für gerechtfertigt. »Das ist also Eurer?«

Faustina nickte mit Nachdruck. »Danke, dass Ihr ihn aufgehoben habt. Nicht auszudenken, wie leicht er hier hätte verschwinden oder zu Schaden kommen können! Entschuldigt, wenn ich mich nun gleich wieder verabschiede. Ich bin sehr in Eile; wenn der Mantel nicht gewesen wäre, dann wäre ich nicht noch einmal umgekehrt. – Komm, Hildebrand, wir können uns nicht lange aufhalten.«

Sie nickte zum Abschied, wandte sich dann um und machte sich, den Umhang über dem Arm, so schnell davon, wie ihre kurzen, runden Beine sie trugen. Klein-Hildebrand, der die Statur und das unscheinbare Gesicht seiner Mutter geerbt hatte, musste fast laufen, um mit ihr Schritt zu halten.

»Da hat eine aber rasch die günstige Gelegenheit ergriffen«, bemerkte Theodulf missvergnügt, ohne sich darum zu scheren, ob Faustina schon ganz außer Hörweite war. »Warum hast du ihn ihr gegeben?«

»Weil ich auch kein besseres Anrecht als sie auf den Mantel habe und sie zudem nicht nur dreist die Gunst der Stunde genutzt hat«, gab Asri zurück und sah weiter unverwandt dem wippenden mausbraunen Zopf ihrer Nachbarin nach, bis diese auf einen breiteren Weg durch das Gräberfeld abbog und hinter der Ruine eines kleinen Mausoleums verschwand. »Ist dir nicht aufgefallen, wie zielstrebig sie hermarschiert ist? Sie wusste, dass der Mantel oder doch irgendwas hier zu finden war.«

Theodulf schwieg kurz. »Du meinst also, es ist wirklich ihrer?«, fragte er dann mit dem Argwohn eines alten Kriegers, der in seinem Leben genug Verteilungskämpfe um Beute beobachtet oder auch

selbst ausgefochten hatte, um zu wittern, wenn jemand sich etwas aneignete, das ihm nicht zustand.

Asri schüttelte den Kopf. »Das habe ich nicht gesagt. Leisten kann sie sich so einen Mantel ganz gewiss nicht, jedenfalls nicht aus dem, was die kleine Kerzenzieherei ihr einbringt.«

Da von den bescheidenen Erträgen, die sich damit erwirtschaften ließen, neben Faustina auch noch ihr Mann, ihre alten Eltern und drei kleine Kinder satt werden mussten, blieb für solch eine Eitelkeit gewiss nicht genug übrig, ganz zu schweigen davon, wie anmaßend es gewesen wäre, sich in einem Mantel aus derart erlesener Seide zu zeigen. Etwas Vergleichbares trug nicht einmal die Vögtin, die Aquae Calicis in königlichem Auftrag verwaltete, und die sparte an ihren Kleidern ganz sicher nicht.

Stumm ging Asri im Geiste allen Tratsch über reiche Erbschaften, geschäftliches Glück und wohlhabende Verwandte durch, der im Viertel in letzter Zeit die Runde gemacht hatte, doch in dem, was ihr im Gedächtnis geblieben war, fand sich nichts, was hätte erklären können, wie Faustina zu solch einem außergewöhnlichen Umhang gekommen war. Um ein sorgsam in der Familie weitergereichtes Stück konnte es sich ohnehin nicht handeln; dazu wirkte der Stoff zu neu und ungebraucht.

»Ihr Mann hat nicht immer Kerzen gemacht, sondern irgendwann einmal Waffen geführt«, bemerkte Theodulf, denn auch das gehörte zu den Dingen, die ein ehemaliger Schwertmeister wahrnahm, ohne sich lange über jemanden umhören zu müssen. »Könnte er den Umhang aus dem Krieg angeschleppt haben, als Geschenk für sie vielleicht, und sie spaziert nun heimlich an einsamen Orten damit herum, weil sie ihn sonst ja nicht anziehen kann, ohne schief angesehen zu werden?«

Die Vorstellung war nicht ohne Reiz, aber Asri winkte ab. »Bei dem Wetter?« Sie waren beide mantellos in die Nekropole gekommen, aber die Wärme war nicht einmal der gewichtigste Gegengrund, der Asri einfiel. »Überdies hat ihr Mann zumindest im Bürgerkrieg rein gar nichts erbeutet. Wenn der auf der Gewinnerseite gestanden hat,

dann hat er es sehr gut verheimlicht, glaub mir. Ich hatte damals ohnehin den Eindruck, dass sie ihn eher aus Mitleid geheiratet hat, als weil er ihr viel zu bieten gehabt hätte. Irgendwann nach Kriegsende kam sie von einem Verwandtenbesuch zurück und hatte einen halbverhungerten Kerl dabei, den sie beim nächsten Kirchgang stolz als ihren Mann herumzeigt hat. Seitdem ist er hier, und als die beiden zusammen in Aquae eingetroffen sind, hatte er ein Schwert, das ist wahr, aber das habe ich nie wieder gesehen, und wie einer, der Schätze mitbringt, hat er nicht gewirkt.«

»Und so einen kann man dann wohl nur aus Mitleid nehmen, ich verstehe«, sagte Theodulf, aufs Beste von der Frage nach dem Mantel abgelenkt, und dachte vermutlich an seine eigene weniger als glorreiche Ankunft in Aquae.

Asri bereute im Stillen, so unbedacht dahergeredet zu haben, aber eine Entschuldigung hätte den alten Kummer auch nicht verschlecht, und so sagte sie nur: »Wenn du mich dazu bringen willst, deine Vorzüge aufzuzählen, stell es etwas geschickter an.«

Theodulf verzichtete darauf, sie eine fürchterliche Frau zu nennen, und beschränkte sich auf einen langen Blick.

Asris schlechtes Gewissen wuchs, und sie nahm sich vor, ihm nachher ungefragt einen zweiten Löffel Honig in den Tee zu rühren. Das Getränk selbst dergestalt zu verderben, fiel ihm noch immer schwer, da seine Hände, die sein einstiger Dienstherr ihm im Zorn über einen vermeintlichen Verrat gebrochen hatte, mehr schlecht als recht wieder geheilt waren und sich manchen Bewegungen dauerhaft verweigern würden.

»Nun sieh mich nicht so an«, sagte sie, nachdem sie ausdauernd darauf gewartet hatte, dass es ihm langweilig werden würde, sie strafend zu mustern. »Du weißt ganz genau, dass ich nicht von dir gesprochen habe.«

Das war im Übrigen die reine Wahrheit; Theodulf war nicht einmal in Ansätzen mit Faustinas Alebrand zu vergleichen. Das Einzige, was sie miteinander gemein hatten, war wirklich, dass sie als ehemalige Krieger mehr oder minder mittellos in die Stadt gekommen

waren. Aber den trübsinnigen Burschen aus der Kerzenzieherei hätte Asri auch dann kein zweites Mal angesehen, wenn er nicht mindestens zwanzig Jahre zu jung für sie gewesen wäre. Er wirkte nicht wie einer, mit dem man sich gut streiten und ebenso gut wieder versöhnen konnte, ja noch nicht einmal so, als ob er auf sanftmütige Art viel im Kopf hätte. Mit ihm konnte man gewiss nicht in der Nekropole umherstreifen, um sich mit den Wundern und Schrecken alter Inschriften zu befassen.

Damit war es für heute allerdings auch für sie vorbei, denn Theodulf fragte: »Sollen wir nach Hause gehen? Ich fürchte, mir fehlt die Geduld, Marcus Valerius noch weiter anzustarren.«

Asri nickte. »Gehen wir. Er wird ja nicht weglaufen, bis wir wiederkommen.«

Dass Theodulf ihr den Arm bot, als sie sich auf den Rückweg in die Stadt machten, wertete sie als Zeichen, dass der Frieden zwischen ihnen wiederhergestellt war, und so erkundigte sie sich noch zwischen den Gräbern: »Aber dazu, ein wenig die Ohren zu spitzen, ob sie drüben in der Kerzenzieherei etwas Hörenswertes reden, reicht deine Geduld noch aus, nicht wahr? Denn was es mit diesem Mantel auf sich hat, möchte ich früher oder später schon wissen.«

»Da wird es nicht viel zu belauschen geben«, vermutete Theodulf. »Wenn Faustina nicht sehr töricht ist, wird sie vorsichtig sein und das Ding erst einmal nur stillschweigend in einer Truhe verschwinden lassen. Denn wenn man sich Leuten gegenüber seltsam verhält, die gewissermaßen mit dem Hochgericht unter einem Dach wohnen, sollte man mit Nachforschungen rechnen.«

Es belustigte Asri, ihren gemeinsamen Sohn, der nur die Wachen der zuständigen Richter befahl, dergestalt zur Verkörperung des ganzen Hochgerichts erklärt zu finden, aber sie schüttelte dennoch den Kopf. »Wie gut wir mit dem Hochgericht auskommen, kann ihr in diesem Fall eigentlich gleich sein. Wir können sie wohl kaum wegen des Mantels verklagen.«

Doch Theodulf blieb bei seiner Ansicht. »Das ändert nichts daran, dass sie im Praetorium allesamt neugierig wie die Ziegen sind, Ar-

deija nicht ausgenommen. Die könnten ihre Nase auch ohne förmliche Befugnis in solch eine Sache stecken, wenn sie nur verdächtig genug klingt.«

»Das weißt du, aber weiß es auch Faustina?«, gab Asri zurück, und der Austausch über Für und Wider beider Sichtweisen beschäftigte sie sehr gut bis ans Südtor und dann weiter auf ihrem Weg durch die Stadt.

Das Hochgericht war noch nicht zu Hause, als sie dort eintrafen, seine Tochter ebenso wenig; die Tür des Wohngebäudes war verschlossen, und auch die Werkstatt jenseits des kleinen Hofes lag still da. Zur Linken, auf dem Grundstück der Kerzenzieherei, rührte sich auch nichts. Wenn Faustina und ihr Junge schon heimgekehrt waren, hielten sie es für besser, sich nicht einmal im Garten blicken zu lassen und auch kein Fenster zu öffnen.

»Sieh nicht so auffällig hin.« Theodulf war anzuhören, dass er in den Zeiten, als er noch Fürst Asgrims Schwertmeister auf dem Brandhorst gewesen war, weit fähigere Spione zur Verfügung gehabt hatte. »Auf die Art finden wir nicht das Geringste heraus.«

»Was wollen wir denn herausfinden?«, fragte eine vertraute Stimme hinter ihnen.

Ramberts helles Haar war noch nass und ihre Tunika saß schief. So vergnügt, wie sie aussah, hatte sie das Schwimmen im Fluss genossen, zu dem sie vorhin aufgebrochen war, doch rätselhafterweise war sie allein.

»Ist dein Vater abhandengekommen?«, fragte Theodulf, während Asri noch einmal zur Kerzenzieherei hinüberspähte und bis auf ein paar Spatzen in den Büschen neben der Haustür nach wie vor nichts Lebendiges entdeckte.

Rambert seufzte. »Den haben sie in dienstlichen Angelegenheiten weggeholt – irgendein Dieb in der Bischofskirche, und das am Sonntag! Aber wir wollten ohnehin schon zurückgehen, da war es nicht so schlimm, dass er keine Zeit mehr hatte. Was suchen wir denn nun?«

Sie reckte den Hals, was sie gar nicht nötig gehabt hätte, da sie Asri mittlerweile um eine Handbreit überragte.